

Geschlechtlichkeit, Neigungsimperative und Befriedigungsform

Werner W. Ernst

Zusammenfassung: Die Sex/Gender-Debatte ist mit Einführung der sogenannten Queer Theorie außer Gleis geraten. Sex wurde zur Gänze von Gender verdrängt. In der Konsequenz bedeutet dies eine neuerliche Tabuierung von Sexualität.

Dieser Aufsatz versucht triebtheoretisch die Begriffe Sex und Sexualität zum Ausgang zu nehmen und sie mit der symbolischen Ordnung von Gender in Verbindung zu halten. Zuletzt wird noch der Gegensatz von Genießen und Lust durch Zusammenführung mit dem Begehren aufgehoben. Die Folge ist eine weitgehende Akzentuierung der Geschlechterdifferenz.

Schlüsselwörter: Gender, Sex, männlich, weiblich, Triebe, Ausgangnahme, vorlaufender Zusammenhang, Eros/Thanatos, Generativität, Ursprung der Welt, Geburt, Schöpfung der Menschen, Vagina/Penis, Vaginaneid, Kastrationskomplex, Geschlechterdifferenz, Neigungsimperativ, Diffusion, symbolische Ordnung, Phallokратie, Trennung, Setzungsakte – Herren/Frauen Signifikant, Männer/Frauen Böses, Anus, Dildo, Bedürfnis, Begehren, Lust, Genießen (jouissance, fr.), Anliebe (neolog.)

Sex/Gender – Sexual Preference – Satisfaction

Abstract: By introducing the so called Queer Theory the sex/gender debate got out of track. Sex has been completely displaced by gender. Hence follows that a new taboo of sexuality was rebuilt.

This article tries psychoanalytically to take sex and sexuality as a point of departure and keep them combined with the symbolic order of gender. At last the contradiction between enjoy (jouissance, fr.) and

pleasure is sublated from a standpoint of forerunning togetherness and follows as such the category of desire. In consequence we recognize largely the significance of sex difference.

Keywords: Gender, sex, masculine, feminine, drives (instincts), point of departure, forerunning togetherness, eros/thanatos, generativity, origin of the world, birth, creation of men, vagina/penis, vagina envy, castration complex, sex difference, sexual preference, diffusion, symbolic order, phallocracy, separation, acts of posing, male/female signified, evil of men/women, anus, dildo, satisfaction, need, desire, pleasure, enjoy (jouissance, fr.), Anliebe (dt., neolog.)

Vorbemerkung

Wenn wir im Englischen etwa über den Weg eines Antragformulars um Ankreuzung des Geschlechts gebeten werden, dann gelangt bei manchen Formularen der Begriff „Sex“ zur Anwendung, bei anderen aber „Gender“. Es war einmal, da haben wir uns über den Unterschied in dieser Geschlechtsbestimmung nicht viel Gedanken gemacht. Wir lernten einfach im Englischunterricht, dass „Sex“ das biologische Geschlecht meint, „Gender“ hingegen das grammatische Geschlecht. Dabei, so dachten wir, konnte der Unterschied doch nicht so groß sein, wenn in beiden Fällen „male“ oder „female“ bzw. „masculine“ oder „feminine“ zur Beantwortung anstand.

Es verging einige Zeit. Sozial bewegte Menschen, Frauen und Feministinnen schließlich wiesen darauf hin, dass sich hinter dem grammatischen Geschlecht, „Gender“, nicht nur Sprachliches, sondern entwicklungsbedingt Soziales und Kulturelles verberge. Diese Entwicklung steigerte sich bis zur Ansicht, dass „Gender“ ein Gegenbegriff zu „Sex“ sei. Heute wird mit „Gender“, „Gendering“, „Gender Mainstreaming“ ein alleiniger Geschlechtsbegriff transportiert.

Gegenüber dieser Vereinseitigung wollen wir den Begriff „Geschlecht“ im Sinne von „Sex“ neuerdings reflektieren und daran erinnern, dass „Sex“ im Zusammenhang mit „Gender“ sogar die Ausgangnahme bildet. Auch ist „Sex“ nicht nur ein biologischer Begriff, was über die Bedeutung von Sexualität sofort auffällt. Der Geschlechtsbegriff von „Sex“ in „Sexualität“ zeigt einen trieblichen Aspekt an, der sowohl eine generative wie auch kulturgeschichtliche Komponente birgt. Dabei gehen „generativ“ wie „kulturgeschichtlich“ ineinander über. So wie „Sex“ auch eine kulturelle Prägung erfährt, wird auch „Gender“ von den Trieben beeinflusst. Streicht man in einem der beiden Fälle, oder gar in beiden, die ergänzenden Aspekte, dann liegt ein Reduktionismus in der Sichtweise vor. Dieser Reduktionismus trifft heute sehr häufig auf den Genderbegriff zu, wie er freilich auch auf einen rein biologisch gefassten Begriff von „Sex“ zuträfe.

Wir schlagen also vor, dass Sex *und* Gender zusammen gedacht werden sollen. Es gibt einen „vorlaufenden Zusammenhang“ von Sex und Gender, an dem wir uns in der Beurteilung zu orientieren haben. Durch „Gender“ „Sex“ ersetzen zu wollen, würde im Übrigen wieder – wie in vorkritischer Zeit– Sexualität der Verdrängung anheimstellen. Neigungsimperative, Lust, Befriedigen, Genießen und Begehren kämen nicht in ihrem Liebe und Hass, Gutes und Böses, den Menschen und seine Arterhaltung umgreifenden Bedeutungszusammenhang zur Sprache, wenn nur von Geschlecht im Sinne sozialer und kultureller Prägung Ausgang genommen würde. Die Universalität von Eros und Thanatos, von Liebe/Leben und Zerstörung/Tod, gehört von Anfang an dem Menschsein hinzu und bildet den Vorlauf innerhalb prähumaner Existenzformen. Unter diesem Aspekt sollten wir nochmals Freuds „Jenseits des Lustprinzips“ (1921), aber auch die Bibelstellen aus 5. Mose 30/15 und 19 lesen. Hier wie bei Freud wird nicht Biologisches von Sozial- und Kulturgeschichtlichem unterschieden. Alle Bestimmungen unterliegen der menschheitlichen Entwicklung, das eine längerfristig, das andere kurzfristiger.

Liebe und Leben sind mit Segen, Heil und dem Guten verbunden, Tod und Zerstörung mit Fluch, Unheil und dem Bösen. Mit Liebe-und-Leben-Weitergeben hat der bereits verwendete Begriff von Generativität zu tun. Platon bestimmt „Eros“ als „Verlangen nach Zeugung im Schönen“ *und* „Verlangen des Sterblichen nach Unsterblichkeit“ (Platon, Das Gastmahl, 206b-207d). Die Erhaltung des Menschengeschlechts ist an die Geschlechtlichkeit von Sex *und* Gender gebunden. Gutes und Böses sind also auch geschlechtlich geprägt. Es gibt Frauengutes, Frauenböses und Männergutes, Männerböses. All unser Tun, Denken und Fühlen, die Praxis, erlernbare Kompetenz und Veranlagung müssen durch diese Geschlechtlichkeit hindurch. Geschlechtlichkeit aber heißt vorwiegend Geschlechterdifferenz, der Umstand also, dass das Geschlecht nicht eines oder eins ist. (vgl. Irigaray 1979) Damit sind Leben und Tod, Liebe und Destruktivität verbunden. Sich demnach vor der Bestimmung der Geschlechterdifferenz zu drücken, ist unentschuldig. (Denken wir daran, wie viele „Theorien“ von der Geschlechterdifferenz absehen!)

Ursprung der Welt

Stellen wir vorweg die Kinderfrage, also die Frage: „Woher kommen die Kinder?“ Das ist die Frage nach den Kindern. Doch diese Frage ist zugleich die Kinderfrage, d.h. die Frage von den Kindern(!). Die ungeheure Bedeutung der Herkunft der Kinder bleibt den Kindern längere Zeit verborgen. Doch selbst Erwachsenen entbirgt sich später nicht unbedingt der vollständige Bedeutungszusammenhang von: Geborenwerden, Sexualität und Liebe. Jedenfalls hängen die zu genitaler Sexualität mit der Mutter noch unvermögenden Kinder zumeist der sogenannten „Kloakentheorie“ an; sie meinen, dass sie durch den Anus der Mutter herauschlüpfen. Durch vieles Fragen tasten sich schließlich die Kinder langsam an die wahre Erkenntnis heran, wo denn ihr Ausstieg aus der Mutter, der zugleich der Einstieg in die Welt bedeutet, erfolgt(e). Zunächst

gelangen sie zur Einsicht, an welcher Stelle tatsächlich der Geburtsakt stattgefunden hat. Und erst in einem nächsten Schritt kann an das „Geheimnis“ gerührt werden, dass diese Stelle auch der Ort ist, an dem der Grund von Menschwerdung überhaupt gelegt wird.

Für Kinder wie Erwachsene gilt nun eine besondere Erkenntnisschwierigkeit. Das aus dem Mutterschoß Herauskommen ist erfahren worden, nicht aber das in ihn Hineinkommen. So fragen die Kinder auch nur, wo sie herausgekommen sind. Erst Erwachsene fragen, wer denn das Kind „gezeugt“ hätte und verweisen damit nur auf die Möglichkeit unterschiedlicher Vaterschaft. Erwachsene abstrahieren demnach ebenso von der Entstehung neuen Lebens, also vom Kinde, wenn sie das Hineingekommen-Sein ausschließlich vom Vater, im besseren Fall auch noch von der Mutter, abhängig sehen. Das besondere Rätsel besteht jedoch darin, dass sich im Falle von Schwangerschaft die Frage des Hineinkommens des Kindes stellt. Es geht bei der Kinderfrage ja um das Kind selbst. So muss auch die Frage des Hineinkommens des Kindes gestellt werden. Dass Mann und Frau sich zum Geschlechtsverkehr einfinden, ist eine Sache, dass sich aber in der Folge ein Embryo in die Gebärmutter einschleichen und einnisten kann, eine andere. Wenn nun Erwachsene vom Hineinkommen des Kindes abstrahieren, weil sie ausschließlich ihr eigenes Sexualleben zum Erklärungsmodell vom „Ursprung der Welt“ erheben, bleibt die von uns monierte Ergänzung der Kinderfrage weiterhin unbeantwortet.

Es ist nun leider so, dass der moderne Sexismus das Geheimnis des Schoßes der Frau leugnet. Hierüber einfach keine Ahnung zu haben, ist Normalität. Dabei könnten diese Ahnungslosen doch Nachhilfeunterricht etwa über das Gemälde „L'origine du monde“ von Gustave Courbet (1866) bekommen.¹ Und sie sollten dann auch sagen, was sie angesichts des weiblichen Genitals empfinden und warum sie glauben, dass dieses Bild einen solchen Titel hat. Bekanntlich war der Auftraggeber ein muslimischer Türke, der das Bild, nachdem er es gekauft hat, hinter einem Vorhang versteckt hielt. Nur Eingeweihte durften hinter den Vorhang blicken. Was ich selber bis vor kurzem nicht wusste, ist die Tatsache, dass dieses Bild später von Jacques Lacan erworben wurde. Reizvolles Nebendetail: auch Lacan hat dieses Bild vor den Augen seiner Besucher verborgen, indem er es mit einem anderen Bild überdecken ließ.

„L'origine du monde“ hat Geschichte. Der deutsche Lyriker Hans Arnfrid Astel hat sein Gedicht „L'origine du monde“ Courbet und Lacan gewidmet:

„Die Innenlippen blinzeln aus den äußern./Im Lebenswasser spiegelt sich das Land,
lachendes Ufer aller Landungswünsche./Hier springt die Welt zur Welt bei der Geburt,
nachdem zuvor die Welt zur Welt gedrungen.“ (Astel 1996)

¹ Das Gemälde „L'origine du monde“ von Gustave Courbet befindet sich heute im Musée d'Orsay in Paris.

Vagina und Penis

Es gibt in der Geschichte der Psychoanalyse einen folgenreichen Irrtum, der nicht zufällig mit der Geschlechterfrage zusammenhängt. Generationen von PsychoanalytikerInnen sind ihm erlegen. Letztlich sind auch sie noch durch das Sexual-Tabu bestimmt. Der Irrtum geht auf Sigmund Freud zurück, dessen Schauen auf das Frauengenital „männlich eingetrübt“ erscheint. Wir sprechen von Freuds Untersuchung „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“ (Freud 1972). Freuds männliches Schauen erkennt bei der Frau keinen Penis. Wie „geschlechtsideologisch“ muss man sein, wenn man bei der Frau das sucht, was man selbst hat und weil man es selbst hat, für so ungeheuer wert befindet. An der berühmten Stelle, wo dem Mann ein Penis heraussteht, befände sich bei der Frau „nichts“. Bei der Frau sei „nur“ ein leeres Loch oder eine Spalte.

Dabei hätte doch Freud nur an seine eigene Begierde denken müssen, als er noch potent war, und er wäre zur Überzeugung gekommen, dass an der Stelle des Penis sich bei der Frau eine Höhle befindet. Und hat denn jäh ein Höhlenforscher erklärt, dass in einer Höhle nichts sei; im Gegenteil: Höhlenforscher sind ungemein gierig darauf zu entdecken, was sich in einer Höhle verbirgt. Sie wollen das Verborgene entbergen. Freud hätte angesichts der Vulva an sein eigenes Begehren denken können, an den Sog, der ihn in die Höhle einzudringen gedrängt hat. Diese Geilheit des Mannes zielt auf etwas, das niemals „nichts“ ist, sondern im Gegenteil: ein vielversprechendes Geheimnis und Abenteuer. Manche „Höhlenfixierten“, so der Mythos, sind auch nie mehr aus der Höhle zurückgekehrt.

Wie nun deutet Freud den, bereits verzerrt wahrgenommenen, Unterschied zwischen Frau und Mann im wechselweisen Bezug aufeinander? Freud meint tatsächlich, dass der Mann an einer Stelle etwas hat, wo die Frau nichts hat. Deshalb hätte die Frau auch so gern das, was der Mann hat, nämlich einen Penis. Dieses latente Begehren der Frau, auch einen Penis haben zu wollen, nennt Freud bekanntlich „Penisneid“. Diese Sichtweise, dass eine Frau, die ja selbst auch etwas hat, nämlich etwas Verborgenes, zusätzlich noch einen Penis haben möchte, könnte man noch durchgehen lassen; allerdings nur dann, wenn umgekehrt auch ein Begehren des Mannes konstatiert würde, eine Vagina zu haben („Vagina-Neid“). Das sieht aber Freud nicht so. Bei Freud stellt sich nach dem ersten Irrtum noch ein weiterer ein. Dem Irrtum, der Frau eine Kastration zuzuschreiben, folgt der zweite und damit Doppellirrtum, dass dem Penisneid der Frau die Kastrationsangst beim Manne entspräche. Nicht Vaginaneid analog dem Penisneid sei das Problem des Mannes, sondern die Angst, einmal genauso „kastriert“ dazustehen wie die Frau!

Der Doppellirrtum Freuds besteht in einer falschen Mängelbewertung. Schon der festgestellte Mangel der Frau, keinen Penis zu haben, ist fragwürdig. Doch jetzt kommt noch der Mangel der Frau hinzu, mit ihrer Penislosigkeit den Mann derart zu ängstigen, dass auch er um seinen Penis bangen muss. Bei dieser Konstruktion hat nur *ein* Geschlecht den Mangel. Der zweite

Mangel wird ebenso von der Frau ausgelöst! Der erste Mangel besteht an der Frau, nämlich als kastriert gelten zu müssen. Das ist ihr Eigenmangel. Der Mann hingegen hat keinen Eigenmangel. Sein Mangel rührt vom Bild des Mangels der Frau, in der Angst nämlich, selber einmal kastriert zu werden. Von vornherein aber hat der Mann alles. Freuds Vergleich erinnert an das Beispiel des Reichen, dem auch genommen werden kann, weil er etwas hat. Doch im Unterschied zu Freud ist uns kein Fall bekannt, der es dem Reichen als Mangel angerechnet hätte, dass ihm sein Reichtum irgendwie weggenommen werden könnte. Die „große“ Angst vor Einbruch und Diebstahl wird nie mit der Existenz des Armen gegengerechnet werden können. So ist auch die „Kastrationsangst“ niemals das Äquivalent des der Frau zugeschriebenen Mangels, ihrer Kastriertheit.

Es herrscht bei Freud ein großes Gefälle in der Mängelbewertung von Mann und Frau. Die Frau sei kastriert und will nichts anderes als einen Penis („Penisneid“), der Mann hat einen Penis und möchte ihn nicht verlieren („Kastrationskomplex“). Gewiss sind wir nicht die Ersten, die die falsche Mängelbewertung Sigmund Freuds aufzeigen. Vor Jahrzehnten schon haben Luce Irigaray (1977 und 1980), Karen Horney (1984) und Juliett Mitchell (1976) den für die orthodoxe Psychoanalyse folgenschweren Irrtum aufgedeckt.

Weibliche und männliche Symbolmacht

Dabei wäre es so einfach gewesen, andere Geschichten zu erzählen, wie etwa folgende: Die Mutter eines dreieinhalbjährigen Zwillingspärchens erzählte, dass die Kleinen regelmäßig miteinander badeten. Eines Tages zeigt das Mädchen auf den Penis ihres Bruders und sagt: „Bei dir hängt alles heraus und herunter. Du bist immer unordentlich. Klaube doch die Sachen ein!“ Dann zeigt sie auf ihr Geschlecht und erklärt im stolzen Ton: „Bei mir ist es ordentlich, bei mir sind die Sachen eingeklaubt!“ Die Familie lebte in einem ländlichen Bereich des österreichischen Burgenlands. Das Wort „Einklauben“ ist dort üblich und wird zumeist im Zusammenhang mit dem Einsammeln von Obst in Körben verwendet. Wir dürfen mit dem Mädchen assoziieren, welch wunderbare süße Früchte an diesem Ort eingelagert sind.

Wilhelm Fließ, ein Mitstreiter Freuds, hält „[...] den Gegensatz der Geschlechter für den eigentlichen Anlass und das Urmotiv der Verdrängung [...]“ (Fließ zitiert nach Freud 1975, S. 391). Diesen Passus sollten wir uns auf der Zunge zergehen lassen. Die Rigidität des Tabus, den Gegensatz der Geschlechter offenzulegen, ist heute so fühlbar wie eh und jäh. Wer sich heute mit Sex- und nicht nur mit Gender-Bestimmungen zu weit aus dem Fenster lehnt, wird abgemahnt. Und doch wird immer wieder versucht und versucht werden, diesen Gegensatz zu verstehen. Wir kommen auch gar nicht um ihn herum.

Die Sex-Bestimmungen mit ihren Gender-Folgen sind Vagina und Penis. Schon der erste Blick der Mutter nach der Entbindung geht in Richtung Geschlechtsteil des Babys – vor je-

der sozial- und/oder kulturgeschichtlichen Prägung des Neuankömmlings. Hat das Baby eine Vagina, wird es für ein Mädchen gehalten, hat es aber einen Penis, für einen Buben. Wir wissen aber auch, dass sich in der Weiterentwicklung diese Zuschreibungen ändern können, wie in den Fällen von Intersexualität und Transsexualität. Diese Fälle sind Ausnahmen und müssen gesondert, wenn auch im vorlaufenden Zusammenhang, beurteilt werden. Dazu nur einige Hinweise.

Intersexuelle Geschlechtlichkeit oder Hermaphroditismus nennen wir die organische Zwitterstellung von Penis und Vagina. In diesem Fall haben lange Zeit Ärzte geraten, die eine Geschlechtlichkeit von beiden operativ zu entfernen. Heute neigen Ärzte dazu, eine solche Entscheidung der reiferen Person selber zu überlassen. Es gibt auch intersexuelle Erwachsene, die ihre intersexuelle Geschlechtlichkeit beibehalten wollen.

Transsexualität hingegen bedeutet „gender incongruence“², d.h. dass die Geschlechtlichkeit im Sinne von Sex eindeutig männlich oder weiblich bestimmt ist, das Gefühl der Nichtzugehörigkeit zu dieser Geschlechtsbestimmung und der Wunsch, gerade dem anderen Geschlecht zuzugehören, aber übermäßig groß ist.

Jedenfalls darf in beiden Fällen der Ausnahmecharakter der Geschlechtsbildung nicht vergessen werden. Ausgangnahme bildet aber auch hier die Sex-Bestimmung von Geschlechtlichkeit, wie flottierend sie sich auch immer darstellt. Geschlechtlichkeit, selbst dann, wenn sie immer mehr gendergeprägt ist, bedeutet Positionierung dem Selbst gegenüber. Die Frage nach dem Geschlecht ist immer auch eine nach dem Ich als eigenen Person. Sie ist gleichbedeutend mit der Frage: „Wer bin ich?“ Und die Antwort darauf sollte jeder Mensch für sich wissen.

Die Charakterisierung von (Eigen-)Geschlechtlichkeit ist verschieden von der von Neigungsimperativen (heterosexuell, homosexuell, bisexuell, asexuell). Leider wird beides sehr häufig miteinander vermischt. Dadurch geht der naturhafte Zweck von eben Sex-Bestimmung verloren und die hauptsächliche Betrachtung findet auf dem Feld der sexuellen Beziehungen untereinander statt, d.h. unter Einschluss der Frage, was der Mensch, ob Mann oder Frau, vom anderen Menschen, ob Mann oder Frau, sexuell denn eigentlich möchte – und vor allem, wie er es gerne möchte. Dazu sind sicherlich nicht nur sexuelle Geschlechtsmerkmale erforderlich, vielmehr stellen sich über die Beurteilung von Neigungsimperativen noch moralische Probleme.

Wir gehen also bei der Bestimmung von Geschlechtlichkeit von Vagina und Penis aus. Diese Bestimmung ist auch beizubehalten, wenn längst schon Gender-Bestimmungen hinzugekommen sind. So sprechen wir von einer peniszentrierten (geistigen) Symbolmacht des Mannes, welche bereits männergeprägte Kulturmuster mit sich führt. Diese muss, wenn die Sex-Bestimmung erhalten bleiben soll, als eine Art Diffundieren (Diffusion bzw. Dissemination) des männlichen Geschlechtstriebes gesehen werden. Die Potenz der Männer „stret aus“, d.h. verbreitet sich in

2 Nach der Internationalen Klassifizierung von Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme ICD-11 der WHO wird Transsexualität als „gender incongruence“ bezeichnet und nicht mehr als Persönlichkeits- oder Verhaltensstörung angesehen.

symbolisch vermittelte Räume – bis hin zu einem männlich konnotierten Signifikantenregime.³ Die Rede vom männlichen Signifikantenregime bedeutet, dass sich männliche Herrschaft auch in Sprache ausdrückt. Signifikanten sind dann die Bezeichnungsformen, welche das zu Bezeichnende, Signifikate, männlich konnotieren.

Vom Penis ausgehend, erkennen wir aber auch seine „untätige Rolle“. Hierbei handelt es sich um einen bemerkenswerten Sachverhalt. Wenn nämlich der Penis die meiste Zeit sich in diesem untätigen, wie unvorteilhaften Zustand befindet, dann kann daraus wohl keine großartige Macht abgeleitet werden. In Teilen Deutschlands spricht man von „Gemächt“. Wenn wir dieses Wort auf den unvorteilhaften Zustand des Penis beziehen, käme uns dies wie ein Witz vor. Die meiste Zeit präsentiert sich der Penis als unansehnlich: runzelig, ringelig, schief förmig, wurmmäßig etc. Deshalb wäre „Gemächt“ besser zu verstehen als Kompensation des Normalzustands. Man(n) setzt auf den „Ausnahmestand“, die Erektion, weil der Penis in seiner untätigen Rolle als überflüssig erscheint.

Der erigierte Penis, der ist schon etwas Anderes! Er ist weithin sichtbar, aufragend, steif, homogen, kräftig, stark, fest, konsistent, viskös und umgreifbar. Wenn diese Eigenschaften diffundieren, erreichen wir auf symbolischer Ebene gute Bedingungen für Ansehen, Macht und Einfluss. Es sind dann männliche Herrschaftsbedingungen, die, wenn ihre Diffusionen bis in die Gender- und Signifikantenausformungen reichen, gesellschaftlich-zivilisatorische Ausmaße annehmen. Peniszentriertheit, Phallokrate und Androzentrismus sind Ausdrücke einer (herrschaftlich geprägten) Ästhetisierungsform, die alle gesellschaftlichen Bereiche des euro-amerikanischen Systems durchflutet.

Es ist offensichtlich: Die männliche Symbolmacht des „Systems“ und das herrschende Signifikantenregime („Herrens signifikant“ (vgl. Lacan 2013)) sind solche des „Anwachsens“, „Erweiterns“ („Expandieren“), „Vergrößern“, „Verfestigen“ und „Verstärken“. Denken wir an die Macht der Wirtschaft mit ihrem Maximierungs- und/oder Optimierungsstreben, Effizienz- und Kapazitätsdenken; oder die Herrschaft der Politik: Durchsetzungs- und Verfügungsformen, Kontroll- und Gewaltenmonopol; oder Technik und Wissenschaften: Positivismus („es ist feststellbar!“), Konkretismus („das da genau ist es!“), Logozentrismus („das Ding, das sich zwingend ergeben hat!“), lineares („nach oben hin gleichförmig sich fortsetzend“), hierarchisches („je höher desto besser!“) und Potenz-Denken („je mächtiger desto besser!“), aber auch Konstruktivismus („gezeugt durch den Menschen!“) und Formalismus („in Zahlen und geometrischen Formen ausdrückbar“).

3 Für Lacan bestehen Signifikanten nicht nur aus Wörtern. Als männliche Herrschaftsform fungieren sie auch direkt über Objekte, Beziehungen und Symptomhandlungen. (vgl. Lacan 2003)

Weibliche Eigenschaften

Wir nehmen nun die Vagina zum Ausgang. Die feminine Symbolmacht stammt von ihrer „introversiven Machtfülle“. Wir verstehen das weibliche Genital als Öffnung, Eingang/Ausgang, aber auch Verbergung. Die Gender- und Signifikantenausformungen bilden auch hier ein Signifikantenregime. Dieses Regime steht unter einem *Frauensignifikanten*, wie verdeckt dieser auch immer sein möge. Zu sagen, dass das Signifikantenregime ausschließlich unter einem „Herrensignifikanten“ stünde, wie dies Jacques Lacan tut, käme einem Reduktionismus gleich und unterschläge Einfluss und Wirkung eben der „introversiven Machtfülle“ von Frauen. Die Symbolkraft der Vulva wird zwar immer wieder in den Künsten aufgezeigt, in den Wissenschaften aber herrscht darüber nach wie vor ein Tabu. Unsere Einführung des Frauensignifikanten soll verhindern, dass dem Penis mehr Macht zugeschrieben wird, als der Vulva.

Wir haben im Zusammenhang mit dem Begriff „Höhle“ bereits von einer der Vulva eigenen Sogwirkung gesprochen. Das müssen sich die meisten Männer einmal eingestehen. Im Volksmund heißt das „Geilheit“, von der heterosexuelle Männer getrieben, die „Höhle“ aufsuchen. Oft tun sie das auch symbolisch, ohne es zu wissen. Was den Mann dabei so anstachelt, ist die Tatsache, dass die Merkmale der Vulva nicht, wie beim Mann, offen und äußerlich zur Schau gestellt, sondern nach innen gerichtet und verborgen liegen. Männer suchen bei der Frau, wenn sie sich von der Vulva angezogen fühlen, nach Eigenschaften der „Innerlichkeit“. Dieser Begriff ist, wie alle Symbolbegriffe von Fraueneigenschaften, stark gendergeprägt. Ihre missbräuchliche Verwendung durch Männer rechtfertigt jedoch nicht die Ablehnung des guten Frauensignifikanten. Im Gegenteil, Männer wären angehalten, sich für die Symbolmacht der Frauen, welche für die menschheitliche Entwicklung unabdingbar ist, zu erwärmen.

Um welche genderausgeformten Symbolbegriffe von Fraueneigenschaften handelt es sich also? Nun, es sind solche, die mit der Vulva im Zusammenhang stehen, wie Verborgenheit, Rätselhaftigkeit, Geheimnis, Latenz, Schweigen, Zurückhaltung, Stille, Unaussprechlichkeit; schließlich auf die Generativität bezogen: Ob- und Fürsorge, Mitgefühl, Liebe, Zärtlichkeit, Altruismus, Geduld, Einfühlungsvermögen und Verzichtbereitschaft. Wir hören bereits den reaktiven Aufschrei politisch bewegter Menschen, die auf den Missbrauch dieser Eigenschaften durch die Männerherrschaft verweisen. Wie sehr sind diese Eigenschaften heute durch sozialwissenschaftliche Kritik, Kunst und Literatur in Misskredit geraten?! Dabei sollte doch klar sein, dass es sie für die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts geben muss! Dass den Frauen diese Eigenschaften von den Männern zugeschrieben wurden, ist dem Regime des „Herrensignifikanten“ geschuldet. Dadurch erst wurde der Missbrauch möglich und die Männer schufen sich eine Rechtfertigung, sich – als Männer – dieser guten Eigenschaften zu entledigen. Nur der Frauensignifikant ist aber so gut, diese Eigenschaften für alle Menschen verbindlich zu machen. Die Männer gehörten in dieser Hinsicht in die Pflicht genommen.

Macht der Geschlechter und ihr Zusammenhang

Es sieht nun so aus, als hätten wir die Sex-Bestimmungen des Mannes in negativerem Licht erscheinen lassen, als die der Frau. Der Grund dafür ist einfach: Da wir in einer durch Männer und ihre Denkform dominierten Gesellschaft leben („peniszentrierte Signifikantenmacht der Männer“), sind auch die männlichen Gender-Ausformungen verglichen mit den weiblichen weiträumiger und tiefgehender. Deshalb sehen auch die differierenden Sex-Bestimmungen des Mannes nicht so gut aus. Und doch sind die zum Ausgang genommenen Sex-Bestimmungen von Mann und Frau zusammengenommen, als „gut“ zu bezeichnen. Bleibt die Eigenschaft etwa der Zielgerichtetheit (des Penis) des Mannes für sich isoliert, so erkennen wir ihr Ungenügen und auch den Kompensationseifer des Mannes, wenn es ihm dauerhaft an der Vereinigung mit einer Frau ermangelt. Die gesellschaftlich-destruktive Symbolmacht des Mannes ist der Tatsache geschuldet, dass es ein Zuviel davon gibt. Erst das Überborden und die Unkorrigiertheit männlicher Eigenschaften führen zur Destruktivität.

Auch die Sex-Bestimmungen der Frau können sich in negative gesellschaftliche Symbolmacht ausformen. Frauen vermögen ihre „introversive Machtfülle“ für böse Zwecke zu missbrauchen. Ein in der Geschlechtlichkeit gründendes Frauenböse lässt sich analog dem Männerbösen ebenso an einem Zuviel ihrer Eigenschaften ausdrücken: Zu viel Fürsorge etwa gegenüber dem Mann und/oder den Kindern steht eher im Dienste von Kontrollgewalt und Unterdrückung als umgekehrt. Mitgefühl und Einfühlungsvermögen gehen oft Hand in Hand mit der Lust, Intimes, Sensationelles und Böses erfahren zu wollen. Geduld, Altruismus und Verzichtleistungen sind oft verbunden mit reaktivem Verhalten, das sich gewissermaßen revanchiert durch Rigidität und Sadismus des moralischen Über-Ichs. Die in der vaginalen Bergung zentrierten und symbolisch diffundierenden Eigenschaften wiederum, wie Zurückhaltung, Stille und Schweigen, können in vollem Ausmaß konterkariert werden. Bekannt sind etwa die Signifikantenausformungen der „oberflächlichen“, „redseligen“, „keifenden“ und „zänkischen“ Frau. „Stille“, „Stillen“, „Stillung“, die Obsorge um Brustnahrung, im Verein mit der genitalen Bergung, wandeln sich mitunter in Angriffs- und Rachegeleüste, denen Männer oft nichts entgegenzuhalten vermögen.

Sexuelle Unterdrückung und Demütigung des Mannes durch die Frau erfolgen auf rohe Weise – bis hin zur subtilsten symbolischen Ausformung. Ein Beispiel für Rohheit ist der ganz direkte Vorwurf an den Mann, wenn es diesem an sexueller Potenz ermangelt. Subtiler ist der Vorwurf schon, wenn Talent, Vermögen und Kompetenz eines bemühten Mannes angezweifelt werden, die dieser beim besten Willen nicht erbringen kann und diese Unmöglichkeit als Diffundierung sexueller Impotenz wahrnimmt. Die subtilste Form des Missbrauchs jedoch, welche mit „Verborgenheit“ und „Zurückhaltung“ zusammenhängt, ist Täuschung, Tarnung und Lüge. Wiederum bildet die sexuelle Rohform die Grundlage. Die Frau spielt dem Mann etwas vor. Dabei geht Gender-Ausformung ganz unmittelbar in Sex-Bestimmung über et vice versa. Die

einfachste Form von Täuschung und Betrug ist wohl jene, dem Mann einen Orgasmus vorzuspiegeln. Umgekehrt vermag die Frau Zurückhaltung zu üben, wo sie andernfalls in Lustempfindungen nur so schwelgen würde. Wirklich gravierend wird die Sex-bestimmte Täuschungsform der Frau allerdings in ihrer Diffundierung ins Symbolische heuchlerischer Kultur und täuschenden Denkens. Die genitale Ungewissheit, das Unwissen über das, was „drinnen“ ist, lassen womöglich Täuschung zum Charakter und zur zweiten Natur werden. Auf die Ebene des Denkens gehoben, wird Täuschung abstrakt; aus Täuschung wird Lug und Trug des Denkens. Der lügenhafte Charakter weiß dann oft nicht, ob, wann und wie viel er lügt und betrügt.

Die Lüge stellt sich hier als eine Art „Wissen ins Unreine“ oder „Unwissen ins Reine“ dar. Das „Wissen ins Unreine“ trumpft mit der Überzeugung auf, dass es kein besseres Wissen gäbe als das „Unreine“, Ungenaue, Diffuse – analog der Öffnung, von der wir ahnen, dass sie etwas zu verbergen hat, aber nicht was. Das „Unwissen ins Reine“ hingegen, ist das Spiel mit der Unwissenheit. Ich täusche vor, „ehrlich“, „naiv“ oder „unschuldig“ zu sein, indem ich unwissend bin oder auch die Unwissenheit vortäusche. Ob Wissen oder Nicht-Wissen im Spiel sind, das Sprachspiel mit der Lüge hat viele Gesichter. Der Begriff „Sprachspiel“, der bekanntlich auf Wittgenstein zurückgeht, hat für uns einen ironischen Zug. Wenn wir nämlich das Sprechen miteinander wirklich als „Spiel“ auffassten, brauchen wir nicht mehr Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Aus der Psychotherapie wissen wir jedoch, Gott sei's gedankt, dass es Bezüge zu „realen“ (wahren) Sex-Bestimmungen gibt, auf die häufig erst von den Gender- und Signifikantenausformungen rückgeschlossen werden muss.

Zielgerichtetheit, Vernunft, (richtige) Abstraktion, Kraft, Stärke, Aufrichtigkeit auf Seiten des Mannes sind gute Eigenschaften, die erst in Verbindung mit den „höhlenden“, „tiefgründigen“ bis „unergründlichen“ Eigenschaften der Frau ihren Nutzen erbringen. In der Geschlechtlichkeit sei das Aufeinander-angewiesen-Sein der Geschlechter zu erkennen. Doch die Art, das Andere als Getrenntes, d.h. um den Preis von Unterwerfung unter das Eigene, in Besitz zu nehmen, ist abzulehnen. Im Unterschied dazu gelte es, das Andere mit dem Eigenen zu verbinden, was gleichbedeutend damit ist, das Andere und das jeweils andere Geschlecht zu lieben. Die sogenannte Trennung der Gattung Mensch in Geschlechter sollte immer nur als Differenz verstanden werden. Wir gehen vom Vorlauf einer Hervorbringung aus, welche den Zusammenhang vor einer – vom Menschen gedachten – „Trennung“ der Geschlechter denken lässt.

Die Hervorbringung hat es mit der Zweifaltigkeit der Geschlechter gut gemeint. Sie schafft eine Probe aufs Exempel. So wie wir kulturell und politisch den Anderen, Fremden (womöglich Feind), nicht verstehen, verstehen auch Mann und Frau einander nicht. Doch um einander (kognitiv) zu verstehen, dazu ist offenbar die Geschlechtlichkeit gar nicht geschaffen. Sie ist geschaffen, um Leben zu zeugen und weiterzugeben, also der Liebe wegen. Es ist die Liebe, welche die Geschlechter vereint. Das Böse hingegen, hier das Geschlechtsböse, hintertreibt Liebe und Leben (weitergeben). Indem wir in der Geschlechtsliebe das Andere, den Anderen, auch

als böse und Feind erfahren können, gibt sie uns ein Beispiel für „Anliebe“. Geschlechtliche Liebe heißt dann: Anlieben gegen das andere Geschlecht. Das geschlechtlich Böse hingegen grenzt das andere Geschlecht aus.⁴

Wenn wir an der Dualität der Geschlechter in der Ausgangnahme von Geschlechtlichkeit immer noch festhalten, dann deshalb, weil wir die heute vielbeschworene „Vielgeschlechtlichkeit“ erst durch ihr Hindurchgehen durch diese Dualität begreifen. Es ist doch paradox zu sagen, dass es immer nur Vermischtheit von männlich und weiblich gibt, wenn diese Vermischtheit in Form männlicher bzw. weiblicher Anteile gedacht wird. Ein solcher Gedanke ist nur möglich, wenn ich männlich oder weiblich bereits voraussetze. Das aber möchte dieser Gedanke doch gerade nicht, weil er Geschlechtlichkeit lieber einer Art Unbestimmtheit überlassen möchte. Hinzu kommt häufig noch die bereits angezeigte Verwechslung von Geschlechtlichkeit und sexuellen Vorlieben mit anderen Menschen (Neigungsimperativen), wodurch auch eine moralische Beurteilung notwendig würde. Denke ich die Neigungsimperative bereits in Geschlechtlichkeit im Sinne von Sex hinein, dann bestimmen sich auch die Neigungsimperative im Sinne unveränderbarer Dispositionen. Genau dem will aber der Ansatz von „Gender“ gerade vorbeugen.

Die gegenwärtige Geschlechtsdebatte (J. Butler, M. Wittig, P. B. Preciado, M.-H. Bourcier, T. de Lauretis)⁵ ist geradezu gekennzeichnet durch fortwährendes Vermischen von Geschlechtlichem mit Neigungsimperativen. Wenn wir etwa Teresa de Lauretis' Queer Theorie betrachten, so erfolgt dort ein Befreiungsreflex von sexuellen Vorlieben, die sich nicht via Geschlechtlichkeit auf sich selbst beziehen („Eigengeschlechtlichkeit“), sondern auf das Geschlecht anderer. Andere Menschen werden in die sexuelle Vorstellungswelt Einzelner einbezogen, was eine moralische Debatte vonnöten machte. Doch diese wird gerade unterlassen und Pornographie, Prostitution oder Sodomasochismus als neu hinzukommende Neigungsimperative dezidiert befürwortet. Anders lesen wir es bei Beatriz resp. Paul B. Preciado. Er beginnt vorgeblich mit Geschlechtlichkeit, indem er sie gerade auszuwechseln sucht. Paul Preciado ist offensichtlich der radikalste Vertreter einer Gender-Theorie, welche Sex als Geschlecht gänzlich überflüssig erscheinen lassen möchte. Es sei der Anus, der nunmehr als „universale(s) kontrasexuelle(s) Zentrum“ (Preciado 2004, S. 25) fungiere. Durch ihn erst stelle sich die Bedeutung von „Sexlosigkeit“ im Sinne von „Gender“ her. Was aber ist mit dem Penis? Der Penis wäre – nach Preciado – jederzeit auswechselbar durch den als geschlechtsneutral definierten „Dildo“. Der Dildo ist nun aber ein künstliches Sex-Werkzeug, das auch für die Vagina in Frage kommen kann, dort in einer leicht zu durchschauenden Ersatzfunktion. Deshalb setzt Preciado auf den Anus. Diesen besäßen alle Menschen, Mann und Frau. Durch ihn käme es zu keiner Diskriminierung. Aus

4 „Anliebe“ nenne ich die für mich einzige Form von weltlicher Nächstenliebe angesichts der Notwendigkeit des Umgangs mit Unliebe. „Anliebe“ ist dann die Abmilderung bzw. Besänftigung von Unliebe. (vgl. Ernst 2014)

5 Zu Queer-Ansätzen nebst entsprechenden Literaturhinweisen siehe: Marzano, Michela. 2013. *Philosophie des Körpers*. München: Diederichs.

ihm ergäben sich auch keine ideologischen Kategorien, wie es in der Psychoanalyse mit Vagina und Penis der Fall sei. Preciado ist sicherlich der konsequenteste Vertreter einer kontrasexuellen Richtung; er weiß, dass er Vagina und Penis als sexuell bedeutungslos erkennen lassen muss, um das Geschlecht im Sinne von „Gender“ an ihre Stelle zu setzen.

Befriedigen, Genießen und Liberalität

Lacans theoretische Vorgaben in Sachen Sexualität sind überwältigend. Trotzdem wollen wir uns hier nicht in einem Rekapitulieren und Referenzton bewegen. Wir sprechen in eigener Sache, doch wir können Lacan nicht umgehen, wenn wir auf unseren Wegen seine Spuren bereits eingetragene vorfinden. Wir sprechen also mit Jacques Lacan, weil wir begriffssprachlich auf ihn verwiesen sind, nicht aber, weil wir den authentischen Wahrheitsgehalt seiner Aussagen wiedergeben. Wenn wir einige seiner Begriffe verwenden, heißt das nicht, dass wir nicht unserer eigenen Denkbewegung folgen. Wir befinden uns bereits in einer Denksprache mit eigenen Winkelzügen.

Wir glauben festhalten zu können, dass für Lacan das „Begehren“ in der Beurteilung von Menschsein an erster Stelle steht. Lacans Freudianismus lässt es aber nicht zu, mit Hilfe des Begriffs „Begehren“ das „Lustprinzip“ aus den Angeln zu heben, im Gegenteil. Beide stehen im Zusammenhang. Lust hindert Begehren. Ist am Begehren gearbeitet worden, so vermag es weit über das Lustprinzip hinauszuschießen. Für beide bildet aber die Triebtheorie die Klammer. Eros und Thanatos schaffen den energetischen Rahmen für Lust und Begehren, wobei Lacan dem Begehren mehr Schnittmengen mit dem „Realen“ zuspricht, als der Lust; das Lustprinzip wiederum eignet ganz dem „Symbolischen“, weil es den Gesetzen wie auch deren Verboten unterliegt. Das Begehren mit seinen beiden sexuellen Komponenten „Begierde“ und „Verlangen“ hingegen übt ständig trieblichen Druck aus.

Anders als die Lust äußert sich Begehren häufig in intellektualisierender Form. In begriffsrealistischer Vereinheitlichung täuscht es dann über seine wahre Existenzweise hinweg. Es schafft sich Begriffe, wie „Bedürfnis“, „Wunsch“, „Interesse“, „Nutzen“ – Kategorien, von denen Aufklärung und Wissenschaft meinen, selbstverständlich Ausgang nehmen zu können. Seit dem Zeitalter von Aufklärung und Liberalismus bilden diese positiv konnotierten Begriffe eine theoretische Grundlage für als frei angesehene, individuelle Willensäußerungen, von denen angenommen wird, dass sie realisiert, aufgeschoben oder zurückgehalten werden können. Unser Begehren wächst zusammen mit einer Palette von utopischen oder idealistischen Vorstellungen, welche vorgeblich autonome Entscheidungen ermöglichen. Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung erscheinen dem Klassiker soziologischer Theoriebildung Max Weber, dessen Philosophie im Neukantianismus wurzelt, als beabsichtigt, d.h. frei gewollt. Die zur Auswahl stehenden

Zwecke und Ziele seien dem Belieben der Individualsubjekte anheimgestellt. Sie bilden auf dieser höchsten Abstraktionsstufe den Wertekanon liberaler und libertiner Ideologie.

So scheint es auch bei Lacan nicht unbegründet, dass er das „reine Begehren“⁶ jenseits von abstrakter Liberalität auf der sexuellen Ebene von Begierde und Verlangen ansiedelt. Das Begehren sei von seinen intellektualisierenden Fesseln, d.i. „Desir“ (frz., Bedürfnis, Wunsch), zu lösen. Diese psychische Arbeit im Sinne einer Ideologiekritik kann geleistet werden. Bedürfnis, Wunsch und Interesse bestehen jedoch weiterhin. Doch handelt es sich dabei um falsches Bewusstsein im Sinne des Begehrens nach einer Ideologie.

Es ist das von dieser Ideologie befreite Begehren, das sich endlich mit seiner Befriedigungsform zu verbinden vermag. Da diese Befriedigungsform nicht mehr diejenige ist, die abstrakt an Bedürfnis, Wunsch und Interesse hängt, wie es die liberale Ideologie vorsieht, sondern einen unmittelbaren, ungehemmten, unendlichen Zug angenommen hat, kann sie sich auf der Sex-Ebene mit dem (reinen) Begehren verbinden. Jacques Lacan hat diese auch unbewusste Befriedigungsform „Genießen“ (frz.: *jouissance*) (vgl. Lacan 1986) genannt. Sie ist im Gegensatz zur Lust, die im Zusammenhang mit der symbolischen Ordnung Eros und Thanatos aufeinander abstimmen muss, ganz der Eigengeschlechtlichkeit verpflichtet. Genießen bildet stets einen Ausdruck von Geschlechtlichkeit. Genießen ist vor allem immer schon geschlechtliches Genießen.

Da wir also Begehren und Genießen auf der Sex-Ebene angelegt begreifen, halten wir uns bei der Geschlechtlichkeit an Scheide und Phallus. Anders als Lacan sehen wir von Anfang an auch einen männlichen Neid auf die Vagina. Wenn geschlechtlicher Neid besteht, dann zielt dieser immer von einem auf das andere Geschlecht. Das gilt für beide Geschlechter. Die Eigengeschlechtlichkeit hingegen bleibt immer auf die geschlechtliche Eigenmacht bezogen. Sie ist bei Mann und Frau zwar sehr unterschiedlich, im Wechselverhältnis aber nicht grundsätzlich hierarchisch angelegt. Der geschlechtliche Unterschied im Sinne von Sex hinterlässt – wie früher bereits angeführt – auch beim Genießen eine unterschiedliche Spur. Es gibt ein weibliches Genießen und es gibt ein männliches Genießen. Diesen stehen die symbolische Ordnung und deren Abstraktionsgewalt, welche als Faktor von Einschränkung, Unterdrückung, des Verbots und der Strafe fungieren, gegenüber.

Dort, wo sich Genießen mit dem (reinen) Begehren verbindet, ist eine Gefühlsintensität erreicht, welche als Druck, Leiden, Wunde oder Schmerz empfunden wird. Fast könnte man meinen, wieder von Lust sprechen zu können, weil wir von Freud herkommend die Maximierung von Lust mit einem Grenzwert versehen haben, jenen Punkt, wo Lust in Unlust übergeht. Wir sprechen von neurotischer Lust, wenn die Befriedigung bereits Schmerz bereitet. Doch auf der Ebene des Begehrens und Genießens sind Schmerz oder Wunde keine Anklänge von Perversion wie bei der Lustmaximierung, welche Grenzlust übersteigt, sondern Gefühle von Sehnsucht, Wehmut und Melancholie. Letztere Trias tritt also, durch Zusammenführen von Begehren und

6 Der spätere Lacan wendet sich von diesem quasi-idealistischen Begriff wieder ab.

Genießen, auf der Ebene von Geschlechtlichkeit auf, wo die Gefühlsintensität von Befriedigung in eine Art erträglicher Unbefriedigung überwechselt. Dieses Paradox ist letztlich der Legierung in der Triebstruktur von Eros und Thanatos geschuldet. Die höchste Form von Genießen ist nicht ohne Leiden zu haben.

Literatur

- Astel, Hans Arnfried. 1996. L'origine du monde – für Gustave Courbet und Jacque Lacan. Sand am Meer, Sinn- und Stilübungen. (<http://www.zikaden.de/>)
- Ernst, Werner W. 2014. *Das Böse, die Trennung und der Tod. Eine Theorie des Bösen*. Wien: Passagen.
- Freud, Sigmund. 1921. *Jenseits des Lustprinzips*. Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Freud, Sigmund. 1972. *Studienausgabe*. Band 5, 257-266. Frankfurt: S. Fischer.
- Freud, Sigmund. 1975. Die endliche und die unendliche Analyse. In: Sigmund Freud. *Studienausgabe*. Ergänzungsband. Frankfurt: S. Fischer.
- Horney, Karen. 1984. *Die Psychologie der Frau*. Frankfurt: Fischer.
- Irigaray, Luce. 1979. *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Irigaray, Luce. 1977. *Unbewusstes, Frauen, Psychoanalyse*. Berlin: Merve.
- Irigaray, Luce. 1980. *Speculum, Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lacan, Jacques. 1986. *Seminar XX. Encore*. Weinheim-Berlin: Quadriga.
- Lacan, Jacques. 2003. *Das Seminar IV. Die Objektbeziehung*. Wien: Turia und Kant.
- Lacan, Jacques. 2013. *4D. Zu den vier Diskursen in Lacans Seminar XVII*. Wien-Berlin: Turia und Kant.
- Marzano, Michela. 2013. *Philosophie des Körpers*. München: Diederichs.
- Mitchell, Juliett. 1976. *Psychoanalyse und Feminismus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Preciado, Paul B. 2004. *Kontrasexuelles Manifest*. Berlin: b-books.

Werner W. Ernst, geb. 1947, Studium der Ökonomie, Politikwissenschaften und Philosophie sowie der Musik im Hauptfach Klavier, Mag.DDr.; von 1987 bis 2012 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck; zusätzlich seit 1997 Psychotherapeut und Psychoanalytiker in freier Praxis. Forschungsschwerpunkte: sozialwissenschaftliche Theorien und Ideengeschichte, Böse- und Gewaltforschung, Setzungsanalyse, Positivismus- und Systemkritik.

